Luzern, Sonntag — N° 266 — 14. November 1909

Luzerner Tagblatt

Freisinniges Organ

Hauptanzeigeblatt für Stadt und Kanton Luzern und die übrige Zentralschweiz

Achtundfünfzigster Jahrgang.

— Abonnementspreise: —

Bezugs-Art:	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Bei d. Exped. od. Ablage abgeholt	Fr. –.70	Fr. 2.—	Fr. 4.—	Fr. 8.—
Durch die Vertragerinnen . .	„ –.80	„ 2.30	„ 4.50	„ 9.—
Franko durch die Post . . .	„ 1.90	„ 2.50	„ 5.—	„ 10.—
für das Ausland:				
Bei Wochensendung	„ 2.40	„ 7.—	„ 14.—	„ 28.—
„ täglicher Zusendung . .	„ 2.60	„ 7.50	„ 15.—	„ 30.—

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

— Insertionspreise: —

Die einspaltige Petitzeile oder deren Raum:
Lokal-Inserate ... ... 10 Cts.
Kleiner Anzeiger 10 Cts., Wiederholungen ... ... 8 „
Kanton Luzern, Urkantone, Zug u. angrenzender Teil des Aargau 12 „
Uebrige Schweiz ... ... 15 Cts., Ausland ... ... 20 „
Inserate mit Vorschrift: „Unmittelbar unter dem Capitali zu placieren“ werden mit 20% Zuschlag des betreffenden Tarifes berechnet.
Preis der Reklame-Zeile (Petit-Schrift): 1 Fr. „

Redaktions-Büreaux: Baselstraße Nr. 11 — Telephon 1140 —

Gratis: Jeden Freitag die belletristische Beilage: „Wöchentliche Unterhaltungen“ und „Illustrierte Luzerner Chronik“.

Expedition: Hauptbüreau: Baselstr. — Filialen: Kornmarkt. Pilatusstr. Telegr.-Nr.: 985 409 1506

Die heutige Nummer enthält 16 Seiten

Inhalt: Wochenschau. — Schweiz. — Luzern. — Ausland. — Telegramme. — Lokalchronik. — Vermischte Nachrichten. — Unfallchronik. — Kleine Zeitung. — Feuilleton.

Wochenschau.

Ein Wort zum Frieden! Unter diesem Titel ist diese Woche ein Aufruf des schweizerischen katholischen Volksvereins erschienen, welcher der Erhaltung des konfessionellen Friedens das Wort spricht. Der Erlaß beklagt es, daß „eine ausländische, unser inneres staatliches Leben in keiner Weise berührende Angelegenheit, die Abwicklung des Ferrer-Prozesses im fernen Spanien, in unserm Vaterland zum Ausgangspunkt einer Störung des konfessionellen Friedens wurde“. Katholische Arbeiter seien ihrer religiösen Ueberzeugung wegen verhöhnt und verspottet, Geistliche auf offener Straße belästigt worden, in der Presse und in öffentlichen Versammlungen habe man sich in Angriffen auf die katholische Kirche und ihren Klerus überboten. Diese Vorgänge schmerzen um so mehr, da „weder das katholische Volk noch die von ihm hochverehrte Geistlichkeit der Schweiz irgendwelche Veranlassung zu solch' wenig freundeidgenössischer Behandlung geboten haben. Die schweizerischen Katholiken betrachten diese interne Angelegenheit Spaniens ja keineswegs als eine die katholische Kirche im allgemeinen berührende Frage; sie sehen sich vielmehr genötigt, dagegen Verwahrung einzulegen, daß von anderer Seite eine rein juristische Sache zu einer Frage katholischer Weltanschauung umgeprägt wurde.“ Es sei daher heiligste Pflicht, die ungerechten, verleumderischen Angriffe mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen. Auch der Katholizismus verlange das Recht, das den Männern des Freidenkertums und der Vaterlandslosigkeit frei gewährt werde, sich in Wort und Schrift geltend zu machen. Nur so könne der konfessionelle Frieden dem Lande erhalten bleiben, der zu einem gedeihlichen Zusammenwirken aller gutgesinnten Schweizerbürger unerläßlich sei.

Natürlich wird es niemand dem katholischen Volksverein verargen, wenn er sich gegen Angriffe zur Wehr setzt. Es ist auch ohne weiteres zugegeben, daß die Ferrerbewegung, neben den sehr achtenswerten Motiven der Reaktion gegen willkürliche Justiz und Unrecht, manches gezeitigt hat, was hätte unterbleiben sollen, ganz abgesehen von den Skandalszenen in Zürich und anderwärts. Dagegen ist die Ansicht stark verbreitet und anläßlich der Kundgebung des Volksvereins neuerdings zum Ausdruck gelangt, daß unser konfessionelle Friede nicht erst durch die Geschehnisse in Spanien in Not geraten sei, sondern daß er fortwährend mehr oder weniger bedroht werde, und zwar gerade infolge von Bestrebungen jener Männer, die sich in dem Aufruf als Hüter dieses „kostbaren Gutes“ dem Schweizervolk vorgestellt haben.

Dieser Tage ist in einer deutschen katholischen Rheinstadt ein Flugblatt erschienen, welches das nämliche Ziel proklamiert, wie der Aufruf des Volksvereins, aber auf anderm Wege dazu gelangen will. Die Kundgebung der „deutschen Vereinigung“ in Bonn sagt, daß ein schweres Hemmnis für den konfessionellen Frieden das System der Abschließung von andersgläubigen Mitbürgern sei. Alle Berufe, heißt es da, alle Volks- und Gesellschaftsklassen, vom Fabrikarbeiter und Handwerker bis hinauf zu den Vertretern der Kunst und Wissenschaft sucht man in rein konfessionellen Vereinen zusammenzuschließen. Es bestehen nicht nur konfessionelle Jünglings- und Männervereine, sondern auch konfessionelle Turnvereine, konfessionelle Meistervereine, konfessionelle kaufmännische Vereine, konfessionelle Gewerkschaften, konfessionelle gesellige Vereine usw. Man wird gewiß nichts gegen konfessionelle Vereine einwenden können, die religiös-sittlichen Zwecken dienen und für die ein religiöses Bedürfnis besteht. Wird aber fast jede Form der Betätigung bürgerlichen Lebens in ein konfessionelles Gewand gesteckt, so geht dies nicht nur entschieden über das durch die Religion selbst geforderte Maß hinaus; es wird auch eine Scheidewand zwischen den beiden Konfessionen aufgerichtet, die weder dem Interesse des Vaterlandes noch dem der Religion dienlich ist. Die Angehörigen einer Konfession dürfen nicht als Fremdlinge unter ihren andersgläubigen Zeitgenossen umherwandeln! Eine freudige und ehrliche Zusammenarbeit mit Andersgläubigen beseitigt Vorurteile, mildert bestehende Gegensätze und dient damit dem konfessionellen Frieden.

Was hier für Deutschland gesagt wird, könnte auch für die Schweiz geschrieben sein. Daran ändert nichts, daß der Aufruf die Solidarität der „beiden großen christlichen Konfessionen“ aufruft zur Wahrung der gemeinsamen religiösen und kulturellen Güter. Die ängstliche Abschließung, wie sie in den konfessionellen Vereinen geübt wird, ist ein allzuschroffer Widerspruch gegen diese Einladung zu solidarischer Mitarbeit. Und wenn der konfessionelle Frieden hochgehalten werden soll, so müßte man auch darnach trachten, daß die Kluft zwischen den Angehörigen der eigenen Konfession, zwischen den verschiedenen Richtungen und Anschauungen, die sich hier geltend machen, nicht erweitert, sondern nach Möglichkeit überbrückt und verengert werde. Bekanntlich ist die Entwicklung andere Wege gegangen, und das katholische Vereinswesen hat nicht wenig dazu beigetragen, die Gegensätze noch schärfer zum Ausdrucke zu bringen, als sie ohnehin schon sind.

Kann man sich wundern, daß unter diesen Umständen das „Wort zum Frieden“ vielerorts eine skeptische Aufnahme gefunden hat, ganz abgesehen davon, daß in der Ferrer-Bewegung die ultramontane Presse durch ihr fast enthusiastisches Eintreten für das spanische Urteil von Anfang an selbst reichlich dazu beitrug, die Angriffe, die jenem galten, auf sich zu ziehen?

* * *

Während der Woche standen die Eisenbahnfragen im Mittelpunkte der Erörterung. Die Botschaft zu dem neuen Vertrag über die Gotthardlinie bestätigt durch das, was sie sagt und nicht sagt, daß zu Beginn dieses Jahres die Situation für die Bundesbahnen eine sehr ungemütliche war, indem der Rückkauf unmittelbar vor dessen Vollzug auf ernsthafte internationale Schwierigkeiten stieß, denen die frühere Auffassung des Bundesrates, daß ein neuer Vertrag überflüssig sei, nicht standhalten konnte. Die Tragweite der getroffenen Abmachungen wird sich kaum von vorneherein ermessen lassen. Zu dem am meisten umstrittenen Artikel 12, der die Reduktionen der Bergzuschläge betrifft, bemerkt der Bundesrat, nachdem er der Erwartung Ausdruck gegeben hat, daß der Ausfall durch vermehrten Verkehr gedeckt werden könne: „Es liegt durchaus im allgemeinen schweizerischen Interesse, der Gotthardbahn, als wichtigster schweizerischer Transitlinie, ihren jetzigen internationalen Verkehr möglichst zu erhalten, während die neuen Alpenbahnen ihre Hauptaufgabe darin erblicken müssen, der Schweiz neuen Transitverkehr zuzuführen. Die Lötschberg-Bahn sollte vor allem zu einer Belebung des Verkehrs zwischen dem Nordosten von Frankreich und Italien, eine allfällige Ostalpenbahn zu einer solchen zwischen dem östlichen Teile Deutschlands und Oberitalien führen.“ Die Ausführungen der Botschaft bestätigen in ihrem ersten Teile das, was kürzlich mit Nachdruck auch in Luzern betont wurde. Nicht minder wird man dem zweiten Teile beistimmen, daß wir für die neuen Bahnen auch neuen Verkehr haben sollten, die Schwierigkeit liegt nur darin, daß dieser in der Regel nicht nach jenen bestimmt wird. Ein gegebenes Einzugsgebiet wird nicht größer, wenn es doppelt angebohrt ist.

Zur Frage des Hauenstein-Basistunnels schreibt der „Bund“, daß die Berner nicht daran denken, eine Verschleppung herbeizuführen oder zu unterstützen. Sie seien

Feuilleton.

Erstes Abonnementskonzert.

Montag den 15. November 1909 abends 8 Uhr im „Union“-Saale.

Das Programm des Konzertes bringt zwei Symphonien, die D-dur Nr. 4 von Haydn und die C-moll Nr. 5 von Beethoven. Das Haydnsche Werk beginnt mit einer langsamen Einleitung in D-moll, der ein lebensprühendes Presto sich anschließt. Das Andante ist namentlich bei der Wiederholung des Themas ein typisches Beispiel für die Instrumentationsfeinheiten des Meisters. Flöte, Oboe und Fagott umrahmen die von den ersten Geigen vorgetragene Melodie. Das Menuett ist von prägnanter Form und namentlich im Trio originell erfunden. Ein am Schlusse zu einem Fugato sich ausbreitendes Finale beschließt das ganze, in einheitlicher Stimmung verlaufende Werk.

Die mächtige C-moll-Symphonie von Beethoven bildet den Schluß des Konzertes. Es ist nächst der IX. Symphonie die großzügigste der Beethovenschen Symphonien. Das prägnante, nur aus vier Tönen bestehenden Anfangsmotiv beherrscht den ganzen ersten Satz, der sich gegen Ende zu elementarer Wucht erhebt. Eine mehr versöhnende Stimmung bringt das in Variationenform entwickelte Andante con moto; hervorgehoben seien die drei mal auftretenden charakteristischen Fanfaren der Trompeten.

Mit düsteren Figuren beginnt der dritte Satz (Allegro), der sich in der Mitte zu einem kräftigen Fugato entwickelt und darauf in wunderbarem Uebergange zu dem jubelnden Schlußsatze in leuchtendem C-dur unmittelbar überleitet.

Das Orchester ist bedeutend verstärkt und zählt acht erste und acht zweite Geigen und hat in einer Anzahl von Proben dem Studium der beiden Werke die ihnen zukommende Sorgfalt zu teil werden lassen.

Solistin des Konzertes ist eine Sängerin aus dem Rheinlande, Frl. Olga Kockerols, die über sehr schöne und gut ausgebildete Stimmittel verfügt. Sie singt eine Arie aus der Schöpfung, sowie eine Reihe von klassischen und modernen Liedern. P. F.

23] **Der Statthalter.**

Röschen harrte mit atemloser Angst auf das Ende des rätselhaften Schauspiels; doch hörte es keinen Laut, außer einmal ein Klirren, wie von zusammenschlagenden Eisenstäben. Nach einer ziemlich langen, unendlich dangen Weile kamen die Männer wieder die Treppe herunter. Die vier Fremden gingen auf verschiedenen Wegen auseinander, aber keiner nach dem Ehnat hinauf; der Untervogt schlich geräuschlos ins Haus zurück, nach seinem Schlafkämmerchen.

Als Röschen nach einer zweifelvollen und unruhig durchwachten Nacht aufstand, trat ihm der Vater schon völlig angekleidet mit einem heitern Gruße entgegen und sagte, er wolle gleich den Morgen mit Martin nach Rueb hinüber, vielleicht dann noch weiter, um Erkundigung über den Weg einzuziehen, den der französische Spitzbube mit dem Braunen eingeschlagen habe.

Wie die beiden fort waren, ließ es Röschen keine Ruhe mehr; es mußte hinüber nach dem Kornboden, um dem nächtlichen Geheimnisse nachzuspüren. Nach langem Suchen fand es drei Säcke hinter Strohbündeln versteckt; als es einen derselben öffnete, war er mit blanken Gewehren und scharf geschliffenen Säbeln angefüllt.

Bei dieser Entdeckung war's dem armen Mädchen, als sei ihm selbst ein scharfer Stahl ins Herz gedrungen. „So, ist noch nicht genug Jammer dagewesen und noch nicht genug Blut vergossen worden“, seufzte es, die Hände faltend und den trüben Blick zum Himmel erhebend: „ach, soll das die Rechnung sein, von der der Vater sagte, so nimm mich, gütiger Gott, von dieser Welt zu dir, ehe das neue Elend, das ich nicht mehr zu ertragen vermüchte, herankommen wird.“

Der lange Tag schien ihm zu einer Ewigkeit werden zu wollen; es zählte Stunde um Stunde, Minute um Minute, bis der Vater und Martin heimkommen würden; aber schon war es spät am Nachmittage, und noch war keiner erschienen. Die Mägde waren draußen auf dem Felde, und eine drückende Bangigkeit ließ Röschen keine Rast in dem menschenleeren Hause, wo es von Stube zu Stube, von Kämmerchen zu Kämmerchen ging, ohne eigentlich zu wissen, was es suchen wollte. Als sich die Sonne bereits auf den Wald niederneigte und immer noch niemand heimkehrte, schloß es die Türe und ging das Dorf hinunter, nach dem Kirchhofe; dort hatte es schon oft in trüber Stunde Trost und neue Kraft zum Dulden gefunden und auf dem Grabe seiner und Christians Mutter den schwersten Kummer niederlegen können.

Drunten beim Gemeindehause kam ihm schnaufend, mit großen Schweißtropfen auf der Stirn, der Franzosenfritz entgegen. „Rosel“, rief er dem Mädchen von weitem entgegen, „ist dir der Statthalter nicht begegnet da das Dorf hinauf?“ „Nein“, sagte Röschen leicht errötend, „ich hab' ihn nicht gesehen, hab' aber auch nicht acht gegeben.“ „Puh, ah“, pustete der Alte, sich mit dem Dreirührenhute Kühlung zuwehend, „würdest den doch sehen, wenn er an dir vorbeiginge; freilich, freilich, pressier' nur nicht so; ich sollt' ihn suchen, von wegen es ist Bericht gekommen von Euerm Braunen. Bomben und Granaten, gab das zu laufen! Der Statthalter ist gestern nacht noch selbst nach Aarau geritten, um die Anzeige schnell zu machen, und dann noch bis Aarburg und Zofingen, um Erkundigung einzuziehen; es war heller, lichter Morgen, als er heimkam, und sein Roß war halb totgesprengt. Jetzt ist ein Expresser da von Aarau; man hat den Braunen samt dem Schelm, der so schändlich gelogen; ich hab' ihm den Weg gezeigt, der Spitzbube. Nun weißt du's und kannst's dem Martin sagen. Oh, brauchst nicht so rot zu werden, glaub' bald selbst, alte Liebe rostet nit; mein' wohl der Statthalter wär' andrer Leute wegen nicht bei Nacht in der halben Welt herumgeritten; aber jetzt muß ich ihn suchen, er soll da hinaufgegangen sein — Granaten, gibt das zu laufen.“ Der Gerechtigkeitsdiener trottierte geschäftig weiter, und Röschen selbst ging mit wirren Gedanken wie im Traume dem Kirchhofe zu; all seine Pulse pochten in banger Freude zusammen, und manchmal glitt um die Lippen ein Lächeln, das sagen wollte: ich hab's wohl gedacht, ich hab' es gewußt, daß er den braven Martin nicht vergessen werde — wenn er mir selbst auch keinen Dank schuldig ist; ach, wüßten nur alle Leute, wie gut er ist.

So mit seinen Gedanken beschäftigt, blieb es, in immer schnellerm Schritte um die Ecke der Kirchhofsmauer biegend, plötzlich erschreckt, errötend und verwirrt stille stehen. Kaum